

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Wenn ich einmal in Rente bin...

Was mache ich einmal, wenn ich in Rente gehe? Diese Frage hat sich wohl schon jeder gestellt, so auch ich. Eigentlich kann ich es mir nicht vorstellen, nicht mehr „zu arbeiten“. Zu groß ist weiterhin meine Neugier, wissenschaftliche Fragen zu beantworten. Bin ich aufgrund meines Alters und meines Berufs eine Ausnahme? Frank Micheel vom *Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung* geht im Beitrag auf den ersten beiden Seiten genau dieser Frage nach, wie man sich den eigenen Ruhestand vorstellt. Es zeigt sich, dass ich eigentlich der Norm entspreche: Fast 90 Prozent der Befragten konnten sich vorstellen, einer Arbeit nachzugehen. Ob unbezahlte oder bezahlte Arbeit ist jedoch stark davon abhängig, wie die Befragten ihre eigene zukünftige finanzielle Situation einschätzen.

Frauen verdienen in einer Ehe eher weniger als ihre Männer. Liegt das daran, dass es immer noch einer sozialen Norm widerspricht, wenn eine Frau in einer Beziehung mehr verdient? Dies ist natürlich schwierig in einem Interview zu erfragen. Stattdessen nahm André Grow vom *Rostocker Max-Planck-Institut* zusammen mit seinem belgischen Kollegen Jan Van Bavel das Instrument der Mikro-Simulation zur Hilfe (S. 3). Auch wenn es sich dabei lediglich um ein schematisches Computer-Modell handelte, so konnten sie dennoch zeigen, dass die unterschiedlichen allgemeinen Einkommenshöhen von Frauen und Männern eine wichtige Rolle spielen.

2015 stagnierte die Entwicklung der Lebenserwartung in vielen Ländern oder war sogar rückläufig. Da es sich um ein internationales Phänomen handelte, müsste man zur Erklärung auch auf länderübergreifende Faktoren zurückgreifen, wie Marc Luy und seine Kolleginnen und Kollegen vom *Vienna Institute of Demography* auf Seite 4 schreiben. Sie zeigen unter anderem, dass im Jahr zuvor – aufgrund einer niedrigen Sterblichkeit infolge eines milden Influenza-Typs – einerseits die Lebenserwartung stark anstieg. Aber damit wuchs auch andererseits das Risiko, dass 2015 mehr Sterbefälle als erwartet beobachtet werden könnten. Was dann auch geschah.

Roland Rau

Rostocker Zentrum zur Erforschung des demografischen Wandels

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Das Bild vom eigenen Ruhestand

Viele Beschäftigte wollen im Alter unbezahlte Arbeit leisten

Erstmal die Füße hochlegen? Einfach mit reduzierter Stundenzahl weiterarbeiten? Oder doch irgendwo ehrenamtlich aktiv werden? Die Entwürfe für den eigenen Ruhestand können ganz unterschiedlich aussehen. Wie „ruhig“ oder „aktiv“ Menschen ihr Leben im Alter gestalten, hängt dabei auch von ihrem Selbstbild ab, zeigt eine Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung.

In fast allen westlichen Industrienationen nimmt die durchschnittliche Lebenserwartung beständig zu, während die Geburtenraten auf niedrigem Niveau bleiben. Als eine Antwort auf die sozialen und ökonomischen Herausforderungen dieser demografischen Entwicklungen wird oft das sogenannte „aktive Altern“ angeführt. Geprägt wurde dieser Begriff von der Weltgesundheitsorganisation WHO, die darunter den „Prozess der Optimierung von Gesundheit, Teilhabe und Sicherheit“ versteht, „um die Lebensqualität der Menschen im Alter zu verbessern“. Während hier der Schwerpunkt auf dem Wohlergehen der Rentner liegt, geht es im allgemeinen Diskurs jedoch oft um mehr: Wer auch im Ruhestand noch erwerbstätig ist oder informelle, ehrenamtliche Arbeit leistet, entlastet die Sozialsysteme, die erwerbstätige Bevölkerung und

die Gesellschaft als Ganzes. Eine positive Rolle, die jedoch auch für einen erheblichen Druck auf die Rentnergeneration sorgen kann und den ursprünglichen Sinn des „Ruhestandes“ umdeutet. Weil dadurch der wirtschaftliche Wert des längeren Arbeitens in den Vordergrund rückt, ist der Begriff des aktiven Alterns nicht gänzlich unumstritten.

Vor diesem Hintergrund untersucht Frank Micheel vom Wiesbadener Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), inwieweit zukünftige Rentner und Rentnerinnen überhaupt einen aktiven Ruhestand anstreben und von welchen Faktoren eine solche Wahl beeinflusst wird. Insgesamt, das zeigen verschiedene Studien, kann sich in Deutschland ein Drittel bis die Hälfte der Menschen vorstellen, im Ruhestand einer bezahlten Tätigkeit nachzugehen. Im Hinblick auf

		Keine Arbeit		Unbezahlte Arbeit		Bezahlte Arbeit		Unbezahlte und bezahlte Arbeit	
		Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
Gender	Frauen	85	11,6	297	40,6	48	6,6	302	41,3
	Männer	63	10,8	205	35,3	52	9,0	261	44,9
Bildung	Niedrig/mittel	103	13,5	303	39,6	58	7,6	301	39,3
	Hoch	45	8,4	196	36,7	40	7,5	253	47,4
Geburtskohorte	1946-52	45	12,2	120	32,5	35	9,5	169	45,8
	1953-58	103	10,9	382	40,5	65	6,9	394	41,7
Wohnregion	Ost-Deutschland	34	14,5	91	38,9	19	8,1	90	38,5
	West-Deutschland	114	10,6	411	38,1	81	7,5	473	43,8

Anmerkung: % - Werte sind Zeilenprozent, Rundungsdifferenzen möglich

Abb.1: Nur gut jeder zehnte ältere Beschäftigte möchte im Ruhestand weder einer bezahlten noch einer unbezahlten Beschäftigung nachgehen. Quelle: TOP-Studie

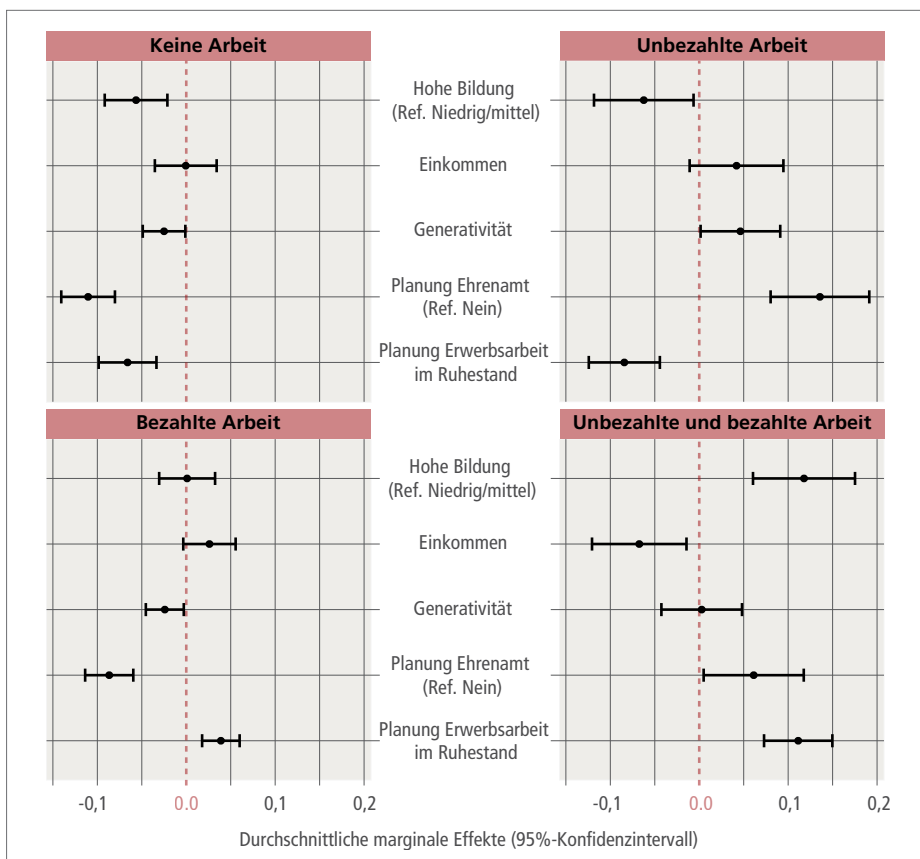


Abb. 2: Aktiv werden wollen vor allem Menschen, die sich bereits im Voraus Gedanken über die Gestaltung ihres Ruhestandes machen. Menschen mit hoher Bildung wollen besonders oft sowohl unbezahlter als auch bezahlter Arbeit nachgehen. Quelle: TOP-Studie, eigene Berechnungen

ehrenamtliche Aktivitäten, die einen großen Teil unbezahlter Arbeit repräsentieren, lässt sich eine vergleichbar hohe Bereitschaft beobachten. Unter älteren Personen, die aktuell im Ehrenamt nicht aktiv sind, können sich mehr als 40 Prozent vorstellen, sich zu engagieren. Neben finanziellen Gründen, die vor allem eine längere Erwerbstätigkeit befördern können, sind es auch persönliche Eigenschaften, die für eine solche Offenheit gegenüber dem aktiven Älterwerden ausschlaggebend sind.

Um diese genauer beschreiben zu können, greift Micheel in seiner Studie auf die so genannte Image-Theorie zurück. Dabei geht es darum, wie Menschen sich selber sehen und welches Bild sie von sich in der Zukunft haben. Die Daten für diese Untersuchung stammen aus der TOP-Studie („Transitions and Old Age Potentials“) des BiB, für die im Jahr 2013 über 1000 Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer im Alter von 55 bis 70 Jahren befragt wurden (Jahrgänge 1942 bis 1958). Sie gaben in der Studie unter anderem an, ob sie sich im Ruhestand „grundsätzlich vorstellen [können], noch einmal einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, egal, ob Teilzeit oder Vollzeit“. Um zu erfassen, ob die Befragten sich eine unbezahlte Tätigkeit vorstellen können, wurde zudem die Zustimmung zu folgender Aussage abgefragt: „Unter einem guten Ruhestand stelle ich mir vor, dass ich mich unentgeltlich nützlich mache.“

Aus den Angaben der Befragten ließen sich im Anschluss vier Gruppen generieren: Menschen, die im Ruhestand eine bezahlte Tätigkeit, eine unbezahlte Tätigkeit, beides oder keines von beiden ausüben wollen. Im Ergebnis wollen knapp 43 Prozent sowohl unbezahlter als auch bezahlter Arbeit

nachgehen, 38 Prozent nur unbezahlter Arbeit, elf Prozent gar keiner Arbeit und knapp acht Prozent nur bezahlter Arbeit (vgl. Abb. 1).

Je nach Generation, Bildungsgrad, Wohnort, Einkommen und Gesundheit zeigen sich hier allerdings deutliche Unterschiede (vgl. Abb. 1 und 2): So geben die jüngeren Befragten der Studie, die zwischen 1953 und 1958 geboren wurden, deutlich häufiger als ältere Befragte an, ohne Bezahlung arbeiten zu wollen. Das Gegenteil gilt für gut Gebildete, deren Wahrscheinlichkeit für unbezahlte Arbeit sich durchschnittlich um sechs Prozentpunkte verringert, während sie sehr häufig sowohl bezahlter als auch unbezahlter Arbeit nachgehen wollen (+12 Prozentpunkte). Ein sehr ähnliches Muster ergibt sich für Befragte, die eine sehr gute oder gute Gesundheit haben. Menschen in Ostdeutschland wählten die Kombination von bezahlter und unbezahlter Arbeit dagegen eher selten (-9 Prozentpunkte). Ähnliches gilt für Befragte mit hohem Einkommen (-7 Prozentpunkte).

Um neben diesen demografischen Grundangaben auch das Selbstbild der Menschen einordnen zu können, wertete Micheel darüber hinaus die Zustimmung der Befragten zu unterschiedlichen Aussagen aus, die Rückschlüsse auf bestimmte Einstellungen, Pläne und Zukunftsbilder erlauben (s. Abb. 2).

So wurden Angaben zur erwarteten finanziellen Situation im Ruhestand, konkrete Pläne und Vorbereitungen auf eine Tätigkeit im Ruhestand sowie die Einschätzung der Selbstwirksamkeit und der Generativität der Befragten analysiert. Bei letzterer geht es darum, inwieweit Menschen das Wohl

anderer Generationen im Blick haben, sich um sie kümmern und ein bleibendes Vermächtnis hinterlassen wollen. Gemessen wurde die Generativität in der TOP-Studie an dem Grad der Zustimmung zu verschiedenen Aussagen, wie zum Beispiel: „Für mich bedeutet Arbeit, mein Wissen an die nächste Generation weiterzugeben.“ Der Effekt der Generativität auf mögliche Tätigkeiten im Alter zeigt sich wie erwartet vor allem bei der unbezahlten Arbeit: Bei Befragten, die ein hohes Maß an Generativität aufweisen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie einer unbezahlten Arbeit nachgehen wollen, während es weniger wahrscheinlich ist, dass sie gar keine oder eine bezahlte Tätigkeit ausüben wollen.

Mit zum Selbstbild gehört auch die berufliche Selbstwirksamkeit. Sie wird zum Beispiel gemessen an der Zustimmung zu der Aussage: „Beruflichen Schwierigkeiten sehe ich gelassen entgegen, weil ich mich immer wieder auf meine Fähigkeiten verlassen kann.“ Allerdings zeigen sich hier keine signifikanten Zusammenhänge zwischen dem Grad der Selbstwirksamkeit und der Einstellung zum aktiven Altern.

Durchaus entscheidend für die Pläne im Ruhestand ist dagegen, wie die Befragten ihre voraussichtliche finanzielle Situation nach der Verrentung einschätzen. Wie vermutet steigt bei Menschen, die eine (sehr) gute finanzielle Lage im Ruhestand erwarten, die Wahrscheinlichkeit, dass sie einer unbezahlten Arbeit nachgehen wollen, deutlich.

Der stärkste Effekt auf die bevorzugte Art des Ruhestandes zeigt sich jedoch bei der Frage, inwieweit die Teilnehmenden der Studie bereits im Voraus bestimmte Handlungen planen und proaktiv vorbereiten (z.B. „Um mich auf den Ruhestand vorzubereiten, habe ich mit Personen in meinem privaten Umfeld über Erwerbsarbeit im Ruhestand gesprochen“). Für Befragte, die eine ehrenamtliche Arbeit bereits konkret planen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie einer unbezahlten (+14 Prozentpunkte) oder sowohl einer unbezahlten als auch einer bezahlten (+9 Prozentpunkte) Arbeit nachgehen, deutlich. Auch Befragte, die bereits vor dem Ruhestand eine Weiterbeschäftigung in der Erwerbsarbeit planen und vorantrieben, gingen häufiger einer bezahlten (+4 Prozentpunkte) oder sowohl einer bezahlten als auch einer unbezahlten Arbeit nach (+11 Prozentpunkte).

Wolle man das „aktive Altern“ fördern, seien hier mögliche Ansatzpunkte zu finden, schreibt Frank Micheel. Würde man ältere Menschen dazu ermuntern, ihren Ruhestand bereits im Voraus zu planen und so proaktiv zu gestalten, könnte der Anteil aktiver Rentnerinnen und Rentner steigen – und das wäre nicht zuletzt mit Blick auf die alternde Gesellschaft ein guter Anfang, um sich demografischen Herausforderungen zu stellen, so Micheel.

Autor der wissenschaftlichen Studie:
Frank Micheel

Literatur:

Micheel, Frank: The intention to paid and/or unpaid activities in retirement: a study of older workers in Germany. *Journal of Aging & Social Policy* [First published online: 28 October 2019]. DOI: 10.1080/08959420.2019.1685354

Max-Planck-Institut für demografische Forschung

Das Geschlechter-Kliff

Warum Frauen in einer Partnerschaft selten mehr verdienen als die Männer

In vielen europäischen Ländern gilt: Bei der Hälfte des Haushaltseinkommens ist für die meisten Frauen Schluss. Es scheint, als würde noch immer die Einstellung vorherrschen, dass der Mann den Löwenanteil nach Hause bringen müsse. Doch eine neue Studie des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung zeigt: Dass der Mann in der Regel mehr verdient als seine Partnerin, kann auch andere Gründe haben.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten wurde in Sachen Gleichstellung viel erreicht: Frauen haben die Männer in der Bildung eingeholt, teilweise überholt, haben männlich dominierte Branchen erobert und auch Ehen werden gleichberechtigter geführt. Nach wie vor halten sich aber noch einige deutliche Geschlechterunterschiede in Familien: Dazu gehört, dass Männer in der Regel noch immer den größeren Anteil zum Haushaltseinkommen beitragen. Die Daten aus 27 europäischen Ländern, die André Grow vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung und Jan Van Bavel von der Katholischen Universität Löwen (KU Leuven) für ihre Studie analysiert haben, zeigen dies eindrucksvoll (vgl. eine Auswahl hierzu in Abb.1): Die relative Einkommensverteilung steigt zunächst deutlich an – von dem Punkt, an dem Frauen gar nichts zum gemeinsamen Haushalt beitragen, bis zu dem Punkt, an dem Frauen und Männer gleich viel verdienen. Doch nach diesem 50:50-Punkt geht die Kurve steil nach unten.

Während es also durchaus viele Partnerschaften gibt, in denen die Frauen fast so viel oder genauso viel wie die Männer verdienen, gibt es nur sehr wenige Paare, bei denen die Frau mehr verdient als der Mann. Eine Erklärung für dieses Einkommens-„Kliff“ scheint nahezuliegen: Eine Frau, die mehr verdient als der Mann, verstößt noch immer gegen soziale Normen, gegen die Rollenvorstellung vieler Menschen.

Tatsächlich aber lässt sich noch eine ganz andere Ursache für die gläserne Decke beim Einkommensanteil der Frauen finden. Grow und Van Bavel zeigen in einer aktuellen Studie, dass sich das Kliff auch einfach auf die unterschiedlichen Einkommenshöhen von Männern und Frauen zurückführen lässt. Schließlich verdienen Frauen im Schnitt immer noch deutlich weniger als die Männer.

Geht man nun davon aus, dass Männer und Frauen Partner mit hohem Einkommen gegenüber solchen mit niedrigem Einkommen vorziehen, dann werden sich

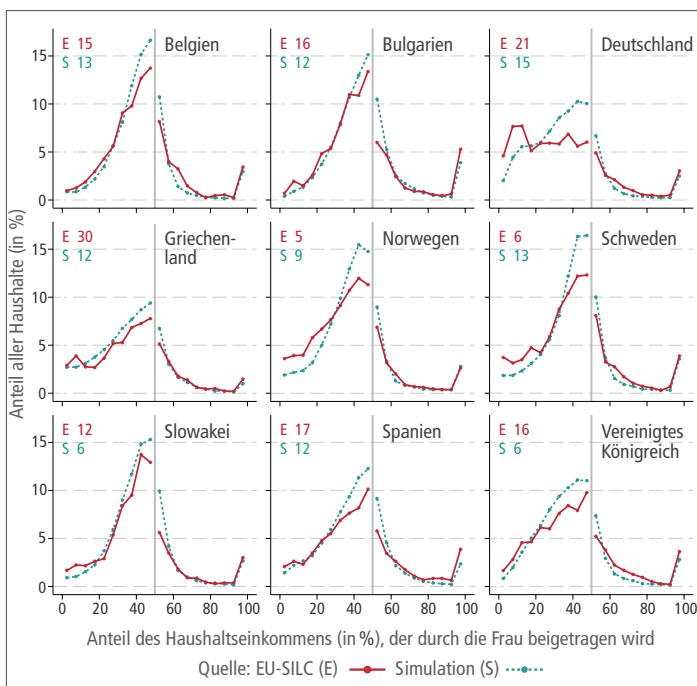


Abb.1: Das Geschlechter-Kliff: Während es sehr viele Partnerschaften gibt, in denen die Frau fast so viel oder genauso viel wie der Mann verdient, fällt die Kurve danach steil ab: Es gibt nur wenige Partnerinnen, die mehr als 50 oder 60 Prozent zum Haushaltseinkommen beitragen. Dabei sind die Ergebnisse aus den empirischen Daten und der Modellsimulation in aller Regel sehr ähnlich. Dass es in Deutschland in den empirischen Daten vergleichsweise wenige Partnerschaften gibt, in denen die Frauen 25 bis 50 Prozent zum Einkommen beisteuern, könnte unter anderem am Steuersystem liegen, das Kombinationen aus sehr geringen und sehr hohen Einkommen belohnt. Die Zahlen oben links geben an, wie viele Frauen gar nichts verdienen (S= Simulation, E= empirische Daten, in %). Quelle: EU-SILC 2007 und 2011.

Frauen aus 27 verschiedenen europäischen Ländern und schickten diese Datenpunkte auf einen virtuellen Heiratsmarkt.

Bei ihrer Partnersuche gehen die virtuellen Männer und Frauen ganz materialistisch vor: Sie haben den Auftrag, einen Partner mit möglichst hohem Einkommen zu suchen. Ein reichlich schematischer, simpler und zudem sehr unromantischer Hochzeitsmarkt, könnte man meinen. Doch die Ergebnisse sind denen der echten empirischen Daten in vielen Ländern erstaunlich ähnlich (vgl. Abb. 1).

Auch in der Simulation haben sich oft Paare gefunden, bei denen die Frau etwas weniger oder zumindest doch nicht mehr verdient. Auch das Kliff nach der 50:50-Linie findet sich in den Ergebnissen der Simulation wieder. Natürlich, so betonen die beiden Demografen, sei das Modell als Minimal-Simulation zu betrachten, in der viele Aspekte, die auf dem echten Heiratsmarkt eine Rolle spielen, ausgeblendet werden, z.B. die Bildung der Partner, das Steuersystem oder das soziale Umfeld. Solche Aspekte könnten einige Unterschiede zwischen den empirischen Daten und dem Modell erklären, so Grow und Van Bavel. Die beiden Demografen wollen ihre Studie denn auch nicht als Beweis dafür verstanden wissen, dass die soziale Norm bei der Einkommensverteilung von Männern und Frauen überhaupt keine Rolle spiele. Aber ihre Studie zeigt, dass es eine solche Norm nicht zwangsläufig braucht, um das Geschlechter-Kliff in der Einkommensverteilung zu erklären.

Die Ergebnisse zeigten vielmehr, dass es für die Gleichberechtigung der Geschlechter nicht nur einen ideellen Wandel brauche, sondern auch einen institutionellen, so Grow und Van Bavel. Nur wenn das Lohngefälle zwischen Frauen und Männern verschwinde, ließen sich Bedingungen schaffen, mit denen mehr Gleichheit innerhalb der Familien erreicht werden könnte.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
André Grow

Literatur:

Grow, A. and J. Van Bavel: The gender cliff in the relative contribution to the household income: insights from modelling marriage markets in 27 European countries. *European Journal of Population* [First published online: 10 January 2020]. DOI: 10.1007/s10680-019-09547-8

Fehlalarm

Warum der Rückgang der Lebenserwartung im Jahr 2015 kein Grund zur Sorge sein muss

Wenn Zahlen zur Lebenserwartung veröffentlicht werden, handelt es sich meist um die sogenannte Perioden-Lebenserwartung (PLE). Sie berechnet sich aus den altersspezifischen Sterberaten des aktuellen Jahres und wird als Gradmesser für die gesundheitliche Entwicklung eines Landes gesehen. Tatsächlich gibt es aber Effekte, die diese Zahl verzerren können, wie eine aktuelle Studie des Vienna Institute of Demography darlegt.

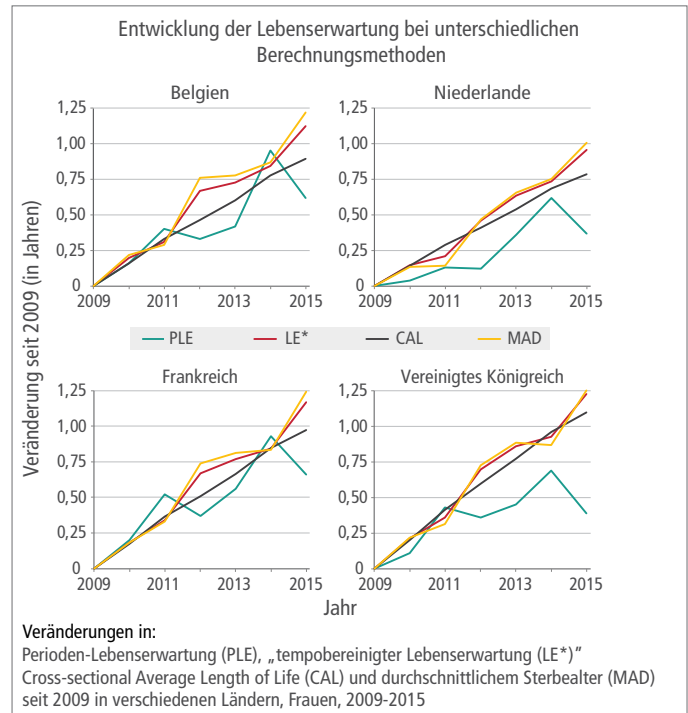
Die periodische Lebenserwartung (PLE) ist einer der wichtigsten Indikatoren dafür, wie es um die Gesundheit in einem Land bestellt ist. Verstanden wird sie als die durchschnittliche Anzahl an Lebensjahren, die ein Neugeborenes vor sich hat – unter dem hypothetischen Szenario, dass die Sterberaten des aktuellen Jahres für jedes Alter in der Zukunft konstant bleiben. Sinkt die PLE, wird das daher als Alarmzeichen dafür gewertet, dass sich die Gesundheitsbedingungen in einer Bevölkerung verschlechtern. Tatsächlich aber lohnt es sich, die Berechnung der PLE und ihre Einflussfaktoren einmal genauer zu betrachten, wie Marc Luy, Paola Di Giulio, Vanessa Di Lego, Patrick Lazarevič und Markus Sauerberg vom Vienna Institute of Demography im Fachmagazin „Gerontology“ deutlich machen. Sie zeigen, dass der viel diskutierte Rückgang der Lebenserwartung im Jahr 2015 nicht unbedingt als Alarmzeichen gewertet werden muss. Denn es gebe mindestens drei Effekte, welche die PLE beeinflussen könnten und dennoch nicht unbedingt etwas über die aktuellen Gesundheitsverhältnisse aussagen, schreiben Luy und Kollegen. Das sind Kohorten-, Heterogenitäts- und Tempoeffekte. Kohorteneffekte etwa treten immer dann auf, wenn die heutige Gesundheit eines oder mehrerer Geburtsjahrgänge durch frühere Ereignisse beeinflusst wird, wie z.B. Mangelernährung, einen hohen Anteil von Rauchern oder bestimmte Krankheitswellen.

Wenn etwa verhältnismäßig viele Kinder eines Geburtsjahrganges bereits früh an Infektionskrankheiten verstorben sind, dann hat diese Generation im höheren Alter meist eine niedrigere Sterblichkeit – schlichtweg, weil Menschen mit schwächerer Gesundheit schon vorher verstorben sind. „Später Ernteeffekt“ wird eine solche Entwicklung genannt, die auch über kürzere Zeiträume auftreten kann. So gibt es nach einem harten Winter mit hoher Sterblichkeit im darauffolgenden Sommer bei Hitzewellen oft weniger Sterbefälle.

Ebenfalls verzerrend wirken können sogenannte Heterogenitätseffekte: Ändert sich die Zusammensetzung einer Bevölkerung stark, so ändern sich oft auch die Anteile der Gruppen mit hohem oder niedrigem Sterberisiko. Zum Beispiel sind große Teile des Anstiegs der Lebenserwartung in vielen westlichen Ländern auf ein zunehmendes Bildungsniveau in

der Bevölkerung und ein damit zusammenhängendes niedrigeres Sterberisiko zurückzuführen. Zu guter Letzt gibt es auch Tempoeffekte, die statistischer Natur sind und vor allem dann auftreten, wenn sich die Lebenserwartung während der Beobachtungsperiode stark verändert.

Je nachdem, ob man diese verschiedenen Effekte berücksichtigt oder nicht, kann man bei einer Analyse der Lebenserwartung zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen kommen (s. Abb. 1). Als 2015 die PLE in vielen europäischen Ländern zurückging, wurden hierfür meist nur länderspezifische Gründe gefunden, zum Beispiel eine geringe Impfquote gegen Grippe in Italien oder Einschnitte im Gesundheitssystem im Vereinigten Königreich. Tatsächlich aber ging die Lebenserwartung in allen Ländern simultan zurück, so dass auch die Gründe länderübergreifend zu suchen sind. Luy und seine Kollegen gehen davon aus, dass hier vor allem „Ernte-“ und „Tempoeffekte“ eine Rolle gespielt haben. Denn vor dem Rückgang der PLE im Jahr 2015 gab es einen ungleich stärkeren Anstieg im Jahr 2014 (s. Abb.1). Die niedrige Sterblichkeit im Jahr 2014, die hauptsächlich aus einem ungewöhnlich milden Influenza-Typ im Winter 2013/14



Veränderungen in: Perioden-Lebenserwartung (PLE), „tempobereinigter Lebenserwartung (LE*)“ Cross-sectional Average Length of Life (CAL) und durchschnittlichem Sterbealter (MAD) seit 2009 in verschiedenen Ländern, Frauen, 2009-2015

Abb.1: Betrachtet man alternative Messungen der Lebenserwartung, die nicht durch Tempoeffekte verzerrt sind, dann zeigt sich kein Rückgang im Jahr 2015, sondern sogar ein weiterer Anstieg. Die Lebenserwartung in Deutschland wurde in der Studie nicht untersucht, weil man in diesem Fall andere Methoden und Daten hätte verwenden müssen. Aber auch in Deutschland ist die PLE im Jahr 2015 zwischenzeitlich gesunken. Quelle: Human Mortality Database 2009-2015, eigene Berechnungen

resultierte, führte zu einer hohen Zahl von Überlebenden. Diese Zunahme der Überlebenden – und die damit verbundene Verringerung der Todesfälle – senkt nicht nur die Sterblichkeitsrate des Jahres, sondern vergrößert den Pool potenzieller Todesfälle in den nächsten Jahren, schreiben Luy und Kollegen. So wie im Jahr 2015. Der Rückgang der Lebenserwartung (PLE) im Jahr 2015 sei daher kein Anlass zu großer Sorge, sondern teils durch verzerrende Effekte zustande gekommen, schreiben die Autoren. Tatsächlich stieg die PLE im Jahr 2016 auch wieder in allen europäischen Ländern an, in denen sie 2015 gesunken war.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Marc Luy

Literatur:

Luy, M., P. Di Giulio, V. Di Lego, P. Lazarevič and M. Sauerberg: Life expectancy: frequently used, but hardly understood. Gerontology 66(2020)1, 95-104. DOI: 10.1159/000500955

Impressum

Herausgeber: Mikko Myrskylä, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock
in Kooperation mit

- Mikko Myrskylä, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
- Heike Trappe, Institut für Soziologie und Demografie, Universität Rostock
- Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
- Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien

ISSN: 1613-5822

Verantwortliche Redakteurin: Christina Bohk-Ewald (Vi.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Tomma Schröder

Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Christina Bohk-Ewald

Technische Leitung: Silvia Leek **Layout:** Antje Storek-Langbein

Druck: Altstadt-Druck 18057 Rostock

Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland

Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443

E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org

Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsweise: viermal jährlich

Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt.

Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.

MAX PLANCK
GESELLSCHAFT



Kontakt:

marc.luy@oeaw.ac.at | Vienna Institute of Demography